

Empfindungen – Skizze eines nicht-reduktiven, holistischen Verständnisses

Jan Slaby (Universität Osnabrück)

Zusammenfassung:

Körperliche Empfindungen sind intentionale Zustände und als solche konstitutiv in das System begrifflicher Gehalte, welche das Selbstverständnis einer Person ausmachen, eingebunden. Dies wird am Beispiel des Schmerzes in Grundzügen verdeutlicht. Schmerzen sind nicht einfach Qualia, sondern strukturell komplexe Evaluationen körperlicher Vorgänge. Es zeigt sich ein Vorrang der hedonischen körperlichen Empfindungen bei der Konstitution von Bedeutsamkeit, wodurch sogenannte no-priority-views (McDowell, Wiggins) partiell eingeschränkt werden: Der hedonisch empfindungsfähige Körper besitzt eine Priorität gegenüber objektiven und intersubjektiven wertkonstitutiven Faktoren. Diese Sichtweise läuft jedoch weder auf einen Empfindungs-Primitivismus, noch auf eine einfache hedonistische Fundierungsthese hinaus.

Summary:

It is shown that hedonic bodily sensations are intentional states and moreover that they are constitutively embedded within the system of conceptual contents which is a person's self-understanding. This is illustrated by focusing on the exemplary case of bodily pain. Pains are not simply qualia, but rather complex evaluations of bodily processes. While the resulting account is holistic, there still is a certain priority of hedonic sensations when it comes to the constitution of what is significant for a person. The hedonically sensitive "felt body" assumes priority over objective and intersubjective factors in the process of value constitution. Still, this does neither result in a primitivism concerning sensations nor in a version of hedonistic foundationalism.

Gliederung:

0. Einleitung
1. Intentionalismus bezüglich körperlicher Empfindungen
2. Erläuterung am Beispiel des Schmerzes
 - 2.1. Bennett Helms Konzeption evaluativer Empfindungen
 - 2.2. Schmerzen und Bedeutsamkeits-Konstitution
 - 2.3. Die konstitutive Eingebundenheit der Einzelempfindung
3. Vorrang des Hedonischen: Die explikative Doppelrolle der Empfindungen
4. Schluß: Fundierung ohne Fundament

0. Einleitung

Wenn in der Philosophie des Geistes von Empfindungen die Rede ist, dann sind damit üblicherweise körperliche Empfindungen gemeint, und zwar vornehmlich die folgenden drei Arten: Propriozeptionen aller Art – also die gefühlte Position und Bewegung unserer Gliedmaße und Körperpartien, einschließlich eines allgemeinen Körperempfindens; zweitens somatische Schmerz- und Lustgefühle; drittens grundlegende körperliche Befindlichkeiten wie Hunger-, Durst-, Müdigkeits- und Erschöpfungsgefühle.

In diesem Beitrag werden drei Aspekte dieser Thematik behandelt: Zunächst erfolgt eine knappe Begründung der Intentionalität von Empfindungen im Rahmen der zuletzt vielfach vertretenen Wahrnehmungstheorie (Abschnitt 1).

Dann wird im Anschluß an die Konzeption evaluativer Empfindungen von Bennett Helm verdeutlicht, daß Schmerzen keine einfach strukturierten, rein qualitativen Bewußtseinszustände sind, sondern motivierende, auf Bedeutsamkeit („Wert“) bezogene Evaluationen. Diese spezifische Intentionalität von Schmerzzuständen erweist sich als gar nicht so verschieden von derjenigen der Emotionen: In beiden Fällen handelt es sich um ein motivational wirksames, hedonisches Sich-Beziehen auf bedeutsame Begebenheiten – lediglich die Art der Bedeutsamkeit und die körperliche Unmittelbarkeit der hedonischen Valenz unterscheiden sich. Zudem wird in dieser Perspektive deutlich werden, inwiefern Schmerz- und Lustzustände mit einem Hintergrund begrifflicher Gehalte konstitutiv verschränkt sind – mit dem, was die fühlende Person weiß, was sie wünscht, was sie hofft, was sie zu tun gedenkt, d.h. letztlich: mit dem gesamten *Selbstverständnis* der Person (Abschnitt 2).

Umgekehrt jedoch erweisen sich hedonische Empfindungen als in besonderer Weise konstitutiv dafür, daß überhaupt irgendetwas aus der Sicht einer Person bedeutsam ist. Hedonische Empfindungen besitzen eine Priorität gegenüber objektiven und intersubjektiven wertkonstitutiven Faktoren. Es wird jedoch deutlich werden, daß diese Sichtweise weder auf einen Empfindungs-Primitivismus, noch auf eine einfache hedonistische Fundierungsthese hinausläuft (Abschnitt 3).

Anders als viele andere Untersuchungen affektiver Phänomene thematisiert die vorliegende Abhandlung ihren Gegenstand aus der umfassenderen Perspektive einer Theorie des Personseins bzw. der personalen Existenz. Die Affektivität des Menschen bildet eine Grunddimension dessen, was als die personale Existenz und die „personale Perspektive“ bezeichnet werden kann: die begrifflich strukturierte, unmittelbar das Handlungsvermögen

informierende Perspektive eines sozialen Akteurs in einer Welt, welche seine Aktivitäten und Seinsweisen ermöglicht und deren spezifischen Gegebenheiten der Akteur (bei Strafe des Scheiterns seiner Handlungsvollzüge und letztlich des Endes seiner Existenz) Rechnung tragen muß. Als zentral für die personale Perspektive erweist sich das Selbstverständnis, welches im Anschluß an Heidegger und Charles Taylor als ein primär praktisches verstanden wird – es manifestiert sich weitgehend implizit im Vollzug von Tätigkeiten und nur teilweise in Form expliziter Überzeugungen oder sonstiger mentaler Zustände.¹

1. Intentionalismus bezüglich körperlicher Empfindungen

Bezüglich der Intentionalität von körperlichen Empfindungen gibt es in der jüngeren Geschichte der Philosophie des Geistes eine interessante Dynamik: Während für frühe Phänomenologen wie Franz Brentano körperliche Empfindungen paradigmatische intentionale Zustände waren, wurden dieselben Empfindungen später vor allem von analytischen Philosophen unisono für nicht-intentional erklärt. Erst in den letzten Jahren, im Zuge einer verstärkten Rückkehr zu intentionalistischen Positionen, werden Empfindungen wieder zunehmend als intentional verstanden – allerdings in einer anderen Weise, als dies bei Brentano geschah.² Peter Goldie faßt die Wahrnehmungstheorie körperlicher Empfindungen wie folgt zusammen:

A bodily feeling or sensation, the feeling from the inside of the condition of one's body, is intentional in the sense that the feeling is directed towards an object, one's body, as being a certain way or as undergoing certain changes. I will call this, as others have done, the perceptual account of bodily feelings. When you feel an agonising pain in your elbow, the object of the sensation is your elbow which feels a certain way: agonisingly painful. Similarly, when you feel the prickly sensation of the hairs going up on the back of your neck, the object of the feeling is the hairs on the back of your neck which feel a certain way: prickly, as if they were rising. When intentionality is thus understood, in terms of directedness towards an object rather than in terms of 'aboutness', bodily feelings are unproblematically intentional, being directed towards a part of one's body in a certain location. (Goldie 2002, 236)

Besser als durch die ohnehin problematische Rede vom „aboutness“ läßt sich die Intentionalität der körperlichen Empfindungen also als die verschiedenen Weisen eines Bewußtseins von körperlichen Vorgängen beschreiben. Es handelt sich um körperliche Selbstwahrnehmung. Das können wir zunächst an der gespürten Position der jeweiligen Empfindung festmachen: Die Empfindungen existieren nicht in der Ortlosigkeit des „reinen Bewußtseins“, sondern sind meistens an einer bestimmten Position im oder am Körper

¹ Eine umfassende Darstellung dieser Konzeption des personalen Selbstverständnisses sowie der personalen Perspektive erfolgt in Slaby, *Im Erscheinen*.

² Eine sehr aufschlußreiche, problemorientierte Rekonstruktion dieser Entwicklung hat Tim Crane (1998) vorgelegt. Dort findet sich auch ein hilfreicher Vergleich von Brentanos Intentionalitätskonzeption und aktuelleren Versuchen, die Intentionalität von Empfindungen zu erweisen. Vgl. auch den umfassenden Ansatz eines Intentionalismus bezüglich mentaler Zustände in Crane 2001.

lokalisiert. Manche Empfindungen – z.B. Müdigkeit, Erschöpfung oder das allgemeine Unwohlsein etwa als Symptom eines grippalen Infekts – sind zwar nicht an bestimmten körperlichen Positionen lokalisiert, aber dafür diffus in vielen Körperregionen oder sogar im ganzen leiblichen Feld spürbar. Hinzu kommt dann jeweils eine bestimmte inhaltliche Modifikation des Körpers oder der entsprechenden Körperregion oder Körperstelle: Die Stelle oder Region schmerzt auf eine bestimmte Weise oder sie fühlt sich angenehm an; es kribbelt oder es juckt, wir verspüren ein Pochen oder ein gleichmäßiges Wohlgefühl, es fühlt sich „normal“ an – so wie immer oder meistens – oder aber irgendwie anders, so daß wir uns fragen, ob mit dem fraglichen Körperteil etwas nicht in Ordnung ist.

Die Grundidee der Wahrnehmungstheorie des körperlichen Empfindens ist demnach, daß diese Empfindungen verschiedene Weisen des Gewahrseins des spürbaren Körpers sind. In die Konzeption der personalen Perspektive fügt sich diese Ansicht gut ein. Die für die personale Existenz zentrale Dimension, das personale Selbstverständnis, ist unmittelbar mit diesem somatischen Empfinden verwoben. Das Selbstverständnis einer Person hat einen „Ableger“, der den Körper und die körperlichen Vorgänge und das darauf fußende allgemeine körperliche Befinden betrifft. Jede entwickelte Person verfügt über das, was im Englischen das „body image“ genannt wird: ein Verständnis des eigenen Körpers und der körperlichen Prozesse aus der Innenperspektive. Dieses Verständnis läßt sich trainieren und kultivieren, so daß manche Personen ihren Körper deutlich besser kennen als andere. Bei keiner normal entwickelten Person fehlt ein solches Verständnis ganz.

Von diesem perzeptiven Körperschema und den körperlichen Empfindungen, die es konstituieren, ist allerdings noch eine weitere wichtige Klasse von Empfindungen zu unterscheiden: ganzheitliche leibliche Empfindungen, die nicht primär ein Spüren des eigenen Körpers und seiner Zustände sind, sondern die vielmehr am affektiven Bezogensein auf äußere Begebenheiten konstitutiv beteiligt sein können: So kann es sein, daß uns etwas in der Welt – etwa eine herannahendes Unwetter oder eine Person, die sich uns drohend entgegenstellt – spürbar leiblich beengt. Wir fühlen uns dann von der Bedrohung gleichsam niedergedrückt; die Gegenwart des Anderen schnürt uns die Kehle zu oder läßt unser „Herz in die Hose rutschen“. Hierbei sind wir im Spüren nicht primär auf unsere Kehle oder auf andere spürbare Körperregionen, sondern auf die bedrohliche Person, die bedrohliche Begebenheit in der Welt bezogen. Es handelt sich hier um das, was in komponententheoretischen Ansätzen oft als der „Empfindungsaspekt“ von Emotionen und Stimmungen thematisiert wird – und damit ebenso um das, was bei Peter Goldie schon deutlich

angemessener als „feeling towards“, also als *intentionales Fühlen* bezeichnet wird.³ Der spürbare Körper ist hier zwar der Resonanzboden für ein affektives Geschehen, aber nicht zugleich der Gegenstand, auf den der Fühlende im Fühlen bezogen ist. Vor allem in der von Hermann Schmitz begründeten Schule der „Neuen Phänomenologie“ ist diese von bloßen Körperempfindungen unterschiedene Dimension des Empfindens ein zentrales Thema und wird dort als *leibliches Spüren* bzw. *leibliches Befinden* bezeichnet.⁴ Darum geht es hier jedoch nicht. Die vorliegende Abhandlung beschränkt sich auf die Thematisierung der körperlichen Empfindungen im engeren Sinne, also auf Empfindungen, bei denen der Körper bzw. Teile oder Partien desselben im Fokus der „affektiven Aufmerksamkeit“ stehen.

Dieses körperliche Empfinden ist bei erwachsenen Personen zu jeder Zeit von einem mehr oder minder umfassenden Hintergrundwissen informiert: Wir kennen unseren Körper, wissen um seine möglichen Verfassungen, Positionen, Zustände; können einschätzen, ob etwas gut oder schlecht für unseren Körper ist. Natürlich können wir uns damit irren und zu falschen Einschätzungen gelangen. Doch darum geht es hier nicht – es geht einzig darum, daß auch diese im engeren Sinne körperlichen Empfindungen nicht „blind“ sind, sondern daß es sich bei ihnen um intentionale Zustände handelt. Die allgemeinen Merkmale affektiver Zustände sind natürlich leicht auszumachen: neben der Intentionalität zunächst die Passivität – das körperliche Empfinden ist zunächst etwas, das mit uns geschieht. Zwar können wir auch aktiv „in uns hinein horchen“, doch auch da verfügen wir nicht willentlich über das, *was* wir jeweils im Empfinden erfahren.

Zweitens eignet dem Empfinden der Aspekt der hedonischen Valenz, die allerdings nicht in jeder körperlichen Empfindung in der gleichen Weise erscheint. Schmerz und körperliche Lust sowie körperliche Gesamtbefindlichkeiten wie Hunger, Durst oder Erschöpfung sind eindeutig hedonisch qualifiziert; viele Propriozeptionen jedoch nicht direkt. Gleichwohl ist auch bei letzteren eine enge Verbindung zur Valenzdimension gegeben: die Körperempfindungen tragen zur allgemeinen körperlichen Befindlichkeit bei, und diese ist jederzeit auf der Valenzskala verortbar. Auch körperlich geht es uns zu jeder Zeit „irgendwie“ – also gut, schlecht oder tendenziell „indifferent“, wobei letzteres ebenfalls eine Position auf der Valenzskala ist, eine Mittelposition zwischen den Polen des Wohlbefindens und des

³ Vgl. Goldie 2000, Kap. 3 u. 2002, 241 ff.

⁴ Vgl. Schmitz 1969.

Leidens.⁵ Und mit dieser Valenzdimension hängt wiederum der Aspekt der motivationalen Wirksamkeit der meisten Empfindungen eng zusammen.⁶

2. Erläuterung am Beispiel des Schmerzes

2.1. Bennett Helms Konzeption evaluativer Empfindungen

Zur besseren Verdeutlichung der intentionalen Struktur von Empfindungen ist eine ausführlichere Diskussion eines Beispiels angebracht. Wie läßt sich die Natur *körperlicher Schmerzen* angemessen charakterisieren? Sind Schmerzen intentionale Zustände, die konstitutiv in einen begrifflichen Hintergrund eingebettet sind? Nun, es ist zunächst relativ leicht einsichtig, daß Schmerzen die drei besonderen Merkmale affektiver Zustände aufweisen: Schmerzen sind Widerfahrnisse – etwas, das wir erleiden und auf das wir nur indirekt und oftmals erst nachträglich Einfluß nehmen können. Schmerzen sind hedonisch valent – sie sind geradezu das Paradigma negativer Gefühle, so daß man sogar geneigt sein könnte, sämtlichen negativen Gefühlen eine „Schmerzkomponente“ beizulegen. Und auch hinsichtlich der motivationalen Wirksamkeit von Schmerzen sind kaum Zweifel möglich: Schmerzen sind ein ausgezeichneter „Stachel der Tätigkeit“ (Kant); wer Schmerzen hat, ist in der Regel unmittelbar motiviert, sich von ihnen zu befreien.

Viel weniger einleuchtend ist indes, daß es sich auch bei körperlichen Schmerzen um intentionale Zustände, und noch dazu um solche, deren Gehalt begrifflich informiert ist, handeln soll. Schmerzen erscheinen doch zunächst als lediglich phänomenale Zustände, also als Schmerz-Qualia. Für diese einfache Sichtweise scheint zu sprechen, daß es uns in Bezug auf Schmerzen so scheint, als sei ihr phänomenaler Gehalt gänzlich kontext-unabhängig. Schmerzen fühlen sich irgendwie an – und wie sie sich anfühlen, scheint unabhängig von unseren sonstigen Einstellungen, Meinungen, Präferenzen, Wünschen und Aktivitäten zu sein. Von einer „konstitutiven Eingebundenheit“ in ein System begrifflicher Gehalte kann

⁵ Bei der Annahme dieser (idealerweise) alle personalen Belange vereinheitlichenden Dimension des affektiven Befindens folge ich Ernst Tugendhat, dessen Konzeption wiederum an Aristoteles und Heidegger orientiert ist. Vgl. Tugendhat 2003, 90 f.

⁶ Allerdings widerspräche es der Konzeption der personalen Existenz bzw. personalen Perspektive, die ich als einen *einheitlichen* Handlungs- und Erfahrungszusammenhang verstehe, wenn wir den Affektivitätstypus des körperlichen Empfindens zu deutlich von den anderen Affektivitätsdimensionen (Emotionen, Stimmungen, Hintergrundgefühle) abspalten und für „eigenständig“ erklären würden. Die motivationale Wirksamkeit von Empfindungen darf folglich nicht als unabhängig von der sonstigen affektiv verwurzelten Motivation einer Person aufgefaßt werden. Natürlich treten gelegentlich körperliche Empfindungen auf, die unmittelbar und scheinbar ohne weitere Vermittlung durch andere mentale Prozesse handlungswirksam werden, aber das berechtigt uns noch nicht, hier von einem eigenständigen Motivationstypus zu sprechen.

anscheinend keine Rede sein. Schmerzen sind, was sie sind – unabhängig davon, unter welchen Umständen, vor welchem Hintergrund sie auftreten.

Doch wenn wir uns Schmerzen im Hinblick auf die drei Hauptmerkmale affektiver Zustände (Passivität, hedonische Valenz, Motivationalität) genauer anschauen, dann ergeben sich Befunde, die auch ein ganz anderes Bild der Verfaßtheit von Schmerzempfindungen stützen können.

Schmerzen fühlen sich in einer Weise „schlecht“ an, daß wir durch sie unmittelbar motiviert sind, etwas gegen sie zu unternehmen. Folglich ist es naheliegend, Schmerzen als *Evaluationen* zu verstehen. Wenn uns von einem Schmerz berichtet wird, der nicht als Evaluation eines bestimmten körperlichen Vorgangs als unmittelbar „schlecht“ verstanden werden kann, geraten wir in Verständnisschwierigkeiten: was soll das sein – ein Schmerz, der sich nicht „schlecht“ anfühlt und uns nicht motiviert, irgend etwas zu tun, um unseren Zustand zu ändern?

Wenn aber Schmerzen als Evaluationen verstanden werden müssen, spricht das bereits dagegen, sie als *rein* qualitative Zustände – als Schmerz-Qualia – zu verstehen. Als *gefühlte* Evaluationen sind sie als affektive Bewertungen des Zustands gewisser Körperpartien zu verstehen. Schmerzen sind daher Bedeutsamkeits-Besetzungen: die schmerzende Körperregion wird im Schmerz zu einer in einer spezifischen Weise *bedeutsamen* Körperregion. Daß es uns dort weh tut heißt, daß etwas an oder mit dieser Körperstelle *nicht in Ordnung* ist, und überdies, daß dies in der gegenwärtigen Situation *wichtig* ist. Schmerzen haben folglich einen evaluativen Gehalt.

Um dies zu erhellen, ist es hilfreich, auf Bennett Helms Konzeption der menschlichen Gefühle einzugehen. Helm expliziert Emotionen wie Furcht, Freude, Ärger, aber auch okkurrente Wünsche und körperliche Empfindungen jeweils unter Rekurs auf „pleasures and pains“ – was wir wahlweise übersetzen können als „Weisen des *Gefallens* bzw. *Mißfallens*“ (wenn es um auf konkrete Begebenheiten bezogene Gefühle geht) oder als „Wohlbefinden bzw. Leiden“ (wenn es eher um die Dimension der Gesamtbefindlichkeit, welche von der Gesamtheit der affektiven Zustände einer Person konstituiert wird). Emotionen seien „pleasures and pains“ in dem Sinne, daß es sich um unmittelbar motivierende, auf Bedeutsamkeit bezogene Evaluationen handele – um „a sense of how things are going“ (Helm 2002, 16). Die Phänomenologie dieser evaluativen Empfindungen charakterisiert Helm wie folgt:

[W]hat it is like to feel emotional pleasure and pain is to have one's attention gripped by the goodness or badness of something in such a way that one thereby feels the pull to act appropriately. (Helm 2002, 19 f.)

Exakt dieselbe Bestimmung läßt sich aber auch für Schmerzen liefern: Schmerzen fokussieren unsere Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Körperstelle; und zwar in der Weise, daß unsere Aufmerksamkeit gerade davon gefesselt wird, daß und inwiefern sich die fragliche Stelle „schlecht“ anfühlt – und aufgrund dessen sind wir unmittelbar motiviert, etwas bestimmtes zu tun. Von Emotionen unterscheiden sich körperliche Schmerzen also in erster Linie nur hinsichtlich der *Art* der Bedeutsamkeit, auf die sie bezogen sind: das „Negative“, auf das sie bezogen sind, sind körperliche Vorgänge. Schmerzen konstituieren also eine unmittelbare somatische Bedeutsamkeit, während Emotionen sich zumeist auf abstraktere, körperfernere Angelegenheiten beziehen.

Schmerzen und andere körperliche Empfindungen können also ebenso wie Emotionen als evaluative Empfindungen, als *felt evaluations* beschrieben werden:

[P]articlar bodily sensations are pleasant or painful because they are feelings of the goodness or badness of what is going on (or intelligibly seems to be going on) in the relevant body part, where such goodness or badness impresses itself on and enralls us by grabbing and holding our attention and motivation. (Helm 2001, 94)

Natürlich haben Schmerzen darüber hinaus weitere phänomenale Merkmale: es lassen sich stechende von dumpfen, brennende von ziehenden Schmerzen und viele andere Varianten des Schmerzempfindens unterscheiden. Das sich-schlecht-Anfühlen des Schmerzes ist nicht dessen einzige unterscheidbare Qualität. Allgemein gilt aber, daß Schmerzen die generelle negative Qualität aufweisen, die unsere Aufmerksamkeit fesselt und uns zu Handlungen motiviert.⁷

Bisher klingt es so, als seien Schmerzen auf eine ihnen jeweils vorgängige Bedeutsamkeit bezogen: Der körperliche Schaden ist vorhanden, er ist wichtig, weil abträglich für das Funktionieren des Organismus, und im Schmerz kommt einer Person dieser Tatbestand und seine Bedeutsamkeit zu Bewußtsein. Schmerzen erschienen demnach als *Detektoren* bestimmter Vorgänge und deren Wichtigkeit für unseren Organismus. Helms Rede von „feelings of the goodness or badness of what is going on“ scheint in diese Richtung zu deuten – betrachtet man dieses Zitat für sich, kann es so scheinen, als vertrete Helm eine kognitive Theorie des Schmerzes.

Wäre es so, handelte es sich um eine unangemessene Über-Intellektualisierung der körperlichen Empfindungen. Die Empfindungen würden zu reinen Detektionsmechanismen. Es wäre dann vorstellbar, daß ihre Funktion auch von einer anderen Art von mentalem

⁷ Die sonstigen Aspekte des Schmerzerlebens stehen meist ebenfalls unmittelbar mit der Natur der jeweiligen körperlichen Prozesse in Verbindung. Eine Verbrennung fühlt sich anders an als ein Stich mit einer Nadel oder eine Muskelzerrung. Im Schmerz empfinden wir folglich oftmals mehr als lediglich, *daß* irgendwas an einer bestimmten Körperstelle nicht in Ordnung ist, sondern zudem, *was* an dieser Stelle vorgeht oder vorgegangen ist. Hier hat die Wahrnehmungstheorie der Körperempfindungen ihre Stärken.

Zustand übernommen werden könnte: etwa von einem nicht-affektiven Urteil bezüglich des aktuellen Körperzustands. Damit wäre gerade das Spezifikum der hedonisch qualifizierten körperlichen Empfindungen – daß es sich um angenehme bzw. unangenehme Gefühle handelt – zu einem kontingenten Faktum, zur zufälligen Erscheinungsform eines Mechanismus geworden, der auch ganz anders realisiert sein könnte. Eine solche Auffassung des Schmerzes ist mit der Phänomenalität des Schmerzempfindens nicht vereinbar.

2.2. Schmerzen und Bedeutsamkeits-Konstitution

Eine solche kognitivistische Lesart wäre jedoch eine Fehldeutung von Helms Konzeption der evaluativen Empfindungen. Die Tatsache, daß affektive Zustände als Detektionen von Bedeutsamkeit fungieren, ist in Helms Ansatz nur die eine Seite der Medaille. Der andere, ebenso wichtige Aspekt ist, daß affektive Zustände die Bedeutsamkeit, auf die sie bezogen sind, zugleich auch konstituieren. Ohne hedonische Gefühlszustände gäbe es gar keine bewußt erlebbare Bedeutsamkeit. Es wäre dann für eine Person nicht spürbar, daß irgendetwas gut oder schlecht für sie ist. Spezifischer auf körperliche Empfindungen bezogen: Ohne Schmerzen und ohne somatische Wohlgefühle wären körperliche Vorgänge für Personen nicht von Bedeutung. Dieser zweite zentrale Aspekt ist nun zu erläutern. Durch ihn verliert die hier vertretene Konzeption der Empfindungen ihren intellektualistischen Charakter und gewinnt an Plausibilität.

Kraft des Umstands, daß wir unter gewissen Umständen Schmerzen empfinden, erhalten bestimmte körperliche Vorgänge Bedeutsamkeit. Das ist zunächst an der schieren Evidenz der einzelnen Empfindung festzumachen. Wenn mich etwa eine Position meiner Gliedmaße schmerzt, so wird durch die negative hedonische Qualität dieses Gefühls diese Position für mich zu etwas Negativem, das es zu meiden gilt. Das ist die Grundevidenz des Schmerzes (bzw. mit umgekehrtem Vorzeichen der Lust): An dieser Evidenz führt zunächst kein Weg vorbei – Ambivalenz ist nahezu ausgeschlossen. Ein heftiger, stechender Zahnschmerz ist „an sich“ schlecht – ganz unabhängig davon, was mit dem Zahn los ist, ob der Zahn geschädigt ist oder nicht.

Die Evidenz der unmittelbaren Empfindung ist nicht zu leugnen – allerdings ist ebenso klar, daß die „konstitutive Autorität“ der einzelnen Empfindung nicht weiter reicht als die Zeitspanne, während welcher diese einzelne Empfindung andauert. Wenn es sich nur um einen kurzen Schmerz handelt, der von einem Moment auf den anderen vergeht, so ist auch die spezifische Bedeutsamkeit, die er uns erschließt („mit diesem Zahn ist etwas nicht in Ordnung“), nur von kurzer Dauer. Ein Zahnschmerz, der nur ein einziges Mal kurz und heftig

aufflackert, und dann wieder spurlos verschwindet, ist ein Schmerz, den wir schnell vergessen, an den wir schon nach kurzer Zeit nicht mehr denken. Schon bald verhalten wir uns, als wäre nichts geschehen. Bemerkenswert ist überdies, wie sich die empfundene „Negativität“ selbst eines sehr heftigen Schmerzes relativiert, wenn es sich um einen Schmerz handelt, den wir kontrollieren können: Zum Beispiel können wir uns durch Kneifen an bestimmten Körperstellen mitunter heftige Schmerzempfindungen zufügen, die jedoch sofort weichen, sobald wir das Kneifen einstellen. Dies zeigt, daß die situative Empfindungsqualität als solche nicht allein über die hedonische Valenz eines Schmerzzustandes entscheidet, sondern daß weitere Faktoren entscheidend beteiligt sind.

Erst wenn ein Schmerz andauert, immer wieder in bestimmten Situationen auftaucht, uns zu spezifischem Schmerzverhalten verleitet, weitere affektive Zustände (Frustration, Besorgnis, Hoffnung) nach sich zieht – mit einem Wort: wenn der Schmerz Teil eines stabilen und systematischen *Musters* ist, erschließt uns dieser Schmerz einen körperlichen Vorgang als bedeutsam in einem robusten Sinne. Dann ist uns klar, daß dort – an der schmerzenden Stelle – etwas vor sich geht, das negativ ist, das für unser Wohlbefinden abträglich ist, und gegen das wir dringend etwas unternehmen müssen. Das, was für alle affektiven Zustände gilt, gilt folglich auch für Schmerzempfindungen: nur wenn es sich um dauerhafte und systematisch eingebundene Zustände handelt, können sie als auf etwas genuin Bedeutsames bezogen betrachtet werden. Ein erraticches Aufflackern einer isolierten Empfindung hingegen vermag es nicht, uns einen körperlichen Vorgang als einen wirklich bedeutsamen zu erschließen.⁸

2.3. Die konstitutive Eingebundenheit der Einzelempfindung

Genau dies verweist auf die Abhängigkeit des Empfindungsgehaltes von Kontextfaktoren. Man vergleiche beispielsweise einen schmerzenden Stich im Oberschenkel mit einem schmerzenden Stich in der Herzgegend. Stechende Schmerzen im Oberschenkel haben für gewöhnlich muskuläre Ursachen und sind überdies oftmals nicht weiter schlimm. Ein hinsichtlich Intensität und Schärfe vergleichbarer Schmerz in der Herzgegend hingegen gilt uns als potentieller Vorbote größeren Ungemachs – folglich reagieren wir ganz anders auf ihn. Mehr noch: die hedonische Qualität dieses Schmerzes ist eine andere als im Falle des Oberschenkel-Schmerzes – es ist einfach um ein vielfaches schlimmer, solch einen heftigen Herzstich zu verspüren.

⁸ Natürlich kann es sein, daß uns ein isolierter schmerzender Stich – etwa in der Herzgegend – in höchstem Maße besorgt und Anlaß zu größter Aufregung wird. Doch wenn es so ist handelt es sich bereits um den Anfang eines größeren Musters der Sorge um unser Herz und sein Funktionieren. Der Herzstich mobilisiert unser Hintergrundwissen über gewisse Krankheitsbilder und führt in Verbindung mit diesem zu Besorgnis und Furcht und motiviert uns zu spezifischen Handlungen. Insofern ist es bereits kein isolierter affektiver Zustand mehr.

Helm liefert ein noch drastischeres Beispiel, das die Abhängigkeit der hedonischen Qualität eines Schmerzes von Kontextfaktoren und vom „mentalenen Hintergrund“ sehr anschaulich vermittelt.⁹ Er betrachtet eine identische Reizung der Haut unter drei grundlegend unterschiedlichen Umständen – ein sanftes Streicheln der Hand, das in identischer Form einmal von einem Geliebten, einmal von einem Vergewaltiger, und ein drittes Mal durch Zufall beim Entlangstreifen an einem Seidenvorhang verursacht wird. Was im ersten Fall als Liebkosung durch den Geliebten in höchstem Maße angenehm („pleasant“) ist, ist im zweiten Fall entsetzlich – in äußerstem Maße unangenehm („painful“), während es im dritten Fall beim zufälligen Berühren des Vorhangs eine bedeutungslose Reizung ist und sich nahezu neutral anfühlt. Helm betont, daß in diesen Fällen keineswegs dieselbe Empfindung unterschiedlich bewertet wird, sondern daß es sich jeweils um grundverschiedene Empfindungen handelt – einzig die Hautstimulation ist identisch, nicht jedoch „wie es sich anfühlt“. Das Hintergrundwissen um die konkrete Situation (Liebesakt vs. Vergewaltigung) und das Sorgen um die eigene körperliche und psychische Integrität bzw. um das eigene Wohlbefinden sind nicht Faktoren, die als äußerliche Ergänzungen zu der eigentlichen Empfindung hinzukommen und diese bewerten, sondern sind konstitutiv für die Empfindung selbst. Alles andere wäre eine Fehlbeschreibung der Phänomenologie eines solchen Empfindens:

[A]lthough it may be correct in some cases to describe a rape victim as not pained by the caress itself but only by an emotional sense of what is happening to her, to think that this must be true in every case presupposes an overly simplistic phenomenology. The rapist's touch itself can seem to sear the victim's flesh, and she may shrink away not merely from the rapist (because of her terror) but also from his touch itself (because of how it feels). Notice that I am here denying that the sensation of the rapist's caress is the same as the sensation of a lover's caress, as if the sensation where one thing and the evaluation of it something else (as the objection assumes). For, in the case I am describing, it is the rapist's caress itself that feels bad and motivates the victim's recoil for this reason, and this badness cannot be separated from the feeling (or "sensation") without changing its phenomenology. (Helm 2002, 23 f.)

Das Beispiel zeigt, daß selbst die grundlegende Natur einer Empfindung – ob es sich um eine angenehme oder um eine unangenehme, um Lust oder um Schmerz handelt – in zentralem Maße auch vom jeweiligen Hintergrundverständnis der Person abhängt. Wichtig ist zudem, daß Helm hier explizit auf die Phänomenologie des Schmerzerlebens verweist, denn für die menschlichen Gefühle allgemein gilt Folgendes: Das „Sich-Wähnen“ in einer bestimmten Situation ist von der jeweiligen Empfindungsqualität selbst nicht zu trennen – es prägt diesen in entscheidendem Maße. Bei Gefühlen durchdringen sich die Einschätzung der gefühlsrelevanten, d.h. bedeutsamen Situation und das phänomenale Erleben wechselseitig.

⁹ Vgl. Helm 2001, 93 f sowie 2002, 23 f.

Das eine läßt sich vom anderen nicht isolieren, weshalb die sogenannten Mehr-Komponenten-Theorien der Gefühle unzureichend bleiben.¹⁰

Weitere anschauliche Beispiele für diese Abhängigkeit der Empfindungen vom kognitiven und evaluativen Hintergrund finden sich im Umkreis ärztlicher Diagnosen: Das bedrohliche Ziehen im Brustbereich oder die unbehaglichen Stiche in der Leistengegend ändern ihren Charakter grundlegend, sobald uns der Arzt mitteilt, daß unsere Herzwerte einwandfrei sind und wir auch keinen Leistenbruch, sondern lediglich eine Muskelverspannung haben. Umgekehrt kann eine negative Diagnose aus einem leichten Ziehen einen schlimmen Schmerz machen – vor dem Hintergrund der Gewißheit, daß eine ernsthafte Verletzung vorliegt, fühlt sich das vormals leichte Ziehen geradezu furchtbar an. Empfindungen sind also eingelassen in die umfassendere Struktur unseres Sorgens um die eigene Gesundheit, um das körperliche „Funktionieren“, und erhalten von dieser Struktur zum Teil ihren Gehalt.

Damit ist zunächst eine gewisse Strukturanalogie zwischen körperlichen Empfindungen und Emotionen aufgewiesen. Ein auf Emotionen zutreffendes Strukturschema, wonach Emotionen auf bedeutsame Begebenheiten bezogene intentionale Zustände sind, läßt sich auf körperliche Empfindungen übertragen: Im Falle der Schmerzen wäre der Bedeutsamkeits-Hintergrund, also dasjenige, dessen Wertschätzung die Emotion aus unserer Sicht erst verständlich macht, das einwandfreie Funktionieren des Organismus, unsere körperliche Integrität. Dieser Bedeutsamkeits-Hintergrund trägt dazu bei, daß spezifische am und im Körper ablaufende Prozesse als bedeutsam erfahren werden – es ist uns eben nicht egal, ob unser Gewebe, unsere Knochen und Bänder, unsere inneren Organe geschädigt sind oder ob sie einwandfrei funktionieren. Sobald etwas Ungewöhnliches am Körper vor sich geht und wir unser körperliches Funktionieren gefährdet sehen, erleben wir entsprechend negative Empfindungen, die unsere Aufmerksamkeit fokussieren und uns zu sinnvollem Handeln motivieren. Die „körperliche Schädigung“ wäre insofern ein dem körperlichen Schmerz zugeordnetes Analogon zum formalen Objekt einer Emotion. Zudem aber beeinflussen auch andere als primär körperliche Anliegen den Empfindungsgehalt, so daß es sinnvoll ist, hier nicht eine Engführung auf körperliche Belange vorzunehmen. In Helms Beispiel steht zwar im Falle der Vergewaltigung auch die körperliche Integrität des Opfers auf dem Spiel, doch ist dies nicht die einzige Hinsicht einer potentiellen Gefährdung. Leicht kann man sich Abwandlungen des Beispiels vorstellen, bei denen keine im engeren Sinne körperliche Bedrohung vorliegt, und dennoch eine Empfindung als physischer Schmerz empfunden wird

¹⁰ Meine umfassende Argumentation für diese Position und gegen die Mehr-Komponenten-Theorien findet sich in Slaby, *im Erscheinen*.

– so etwa bei körperlichen Zuwendungen von Personen, die wir zutiefst verabscheuen. Der Abscheu vor einer solchen Person prägt den Empfindungsgehalt in derselben Weise, wie es beim Wissen um die schreckliche Lage in der Vergewaltigungssituation der Fall ist. Insofern scheint es angemessener, die umfassendere Kategorie des „personalen Wohlbefindens“ als den Bedeutsamkeitshintergrund von Schmerzempfindungen auszuzeichnen. Damit ist zwar ein gewisser Präzisionsverlust verbunden – nicht zuletzt, weil die Grenze zu den ebenfalls aus einer solchen Dimension des allgemeinen Wohlbefindens heraus intelligiblen Emotionen und Stimmungen aufgeweicht wird –, andererseits wird so eine verfälschende Engführung vermieden. Eine solche resultiert potentiell überall dort, wo Schmerzen ausschließlich anhand strukturell einfacher, im engeren Sinne auf körperliche Begebenheiten bezogener Beispielfälle thematisiert werden.

Gleichwohl hat diese Strukturanalogie von Emotionen und Empfindungen Grenzen – was sich ja auch im phänomenalen Erleben dieser Zustände in deutlicher Weise zu äußern scheint.¹¹ Es ist zudem klar, daß wir in Bezug auf Empfindungen nicht in demselben Maße von Angemessenheit und Unangemessenheit sprechen, wie wir es im Falle von Emotionen tun. Zwar gibt es in Ansätzen durchaus eine Praxis der Kritik „unangemessener“ Schmerzen – etwa wenn wir kleinen Kindern, die bei jeder Kleinigkeit zu weinen oder zu schreien beginnen, ihre Überempfindlichkeit abzugewöhnen versuchen – aber diese Praxis steht nicht auf der selben Stufe wie die der rationalen Kritik von Emotionen. Schmerzen sind normalerweise kein angemessener Gegenstand von Kritik. Die Evidenz des Schmerzes ist über die meisten Arten von Kritik erhaben.¹²

Dieser Unterschied zwischen Schmerzen und Emotionen läßt sich so beschreiben, daß im Falle eines Schmerzzustands der Anteil der bedeutsamkeits-konstituierenden Eigenevidenz größer ist als bei Emotionen: Wenn z.B. unser Bein nicht bloß erratisch-sporadisch, sondern beständig schmerzt, dann ist es auch dann in der schmerztypisch negativen Weise für uns bedeutsam, wenn es nicht erkennbar verletzt oder sonstwie geschädigt ist und wenn uns das ein Arzt auch nach allen Regeln seiner Kunst nachweist. Mit dem Bein ist nach wie vor *für uns* etwas nicht in Ordnung – daran kann auch ein vernünftiges Argument und die ärztliche Überzeugungskraft nichts ändern.¹³ Zwar besitzen auch Emotionen einen unmittelbaren

¹¹ Ich schreibe „scheint“, weil das phänomenale Erleben als solches keine sichere Quelle ist, wenn es um die Verfaßtheit geistiger Zustände geht. Das jeweilige explizite oder implizite Vorverständnis des Mentalen und der einzelnen mentalen Zustandstypen tendiert dazu, unsere introspektiven Befunde zu infiltrieren und zu prägen, so daß sich vermeintliche phänomenale Belege für viele konfligierende Sichtweisen anführen lassen. Allerdings können introspektive Befunde gewisse Konzeptionen mit einer *prima-facie*-Evidenz versehen.

¹² Dies gilt offenkundig um so mehr, je stärker der Schmerz ist.

¹³ Dieses aus dem Schmerz im Bein resultierende allgemeine Unbehagen dürfte durch die Beteuerung des Arztes, mit unserem Bein sei alles in Ordnung, sogar noch verstärkt werden. Schließlich trägt die Rätselhaftigkeit eines

Evidenzcharakter – im Augenblick des Emotionserlebens *ist* das konkrete Objekt der Emotion in einer bestimmten Weise (als Ärgernis, Bedrohung, Glücksfall etc.) bedeutsam – doch dieser ist in größerem Maße von unserer bewußten Einschätzung der vorliegenden Umstände abhängig als es bei Schmerzempfindungen der Fall ist. Diese Asymmetrie darf nicht unterschlagen werden, auch wenn es deutlich mehr Parallelen zwischen Emotionen und Schmerzempfindungen gibt, als gemeinhin angenommen wird.

3. Vorrang des Hedonischen: Die explikative Doppelrolle der Empfindungen

Es gilt, diesen spezifischen Evidenzcharakter von Schmerz- und anderen Empfindungszuständen sowie seine spezifische Relevanz für die hier entwickelte Konzeption präziser zu beschreiben. Auf diese Weise lassen sich die *prima-facie*-Differenzen zwischen körperlichen Empfindungen und (vermeintlich) komplexeren, höherstufigen affektiven Zuständen genauer verorten und erläutern. Allgemein und vage umrissen lautet die Antwort wie folgt: Hedonisch qualifizierte Empfindungen wie Schmerzen und ebenso die am anderen Ende des Valenzspektrums angesiedelten Lustzustände unterscheiden sich von anderen affektiven Zuständen durch ihre direktere Beteiligung am Zustandekommen der Grunddimension des allgemeinen Wohlbefindens einer Person. Wichtig ist, diesen konstitutiven Vorrang der Empfindungen in einer Weise zu explizieren, durch welche die Empfindungen nicht zu einfachen *unexplained explainers* werden. Empfindungen müssen vielmehr eine explikative Doppelrolle erfüllen: Sie müssen sowohl als begrifflich informiert und informierbar verstanden werden, d.h. als offen für rationale Einflüsse verschiedener Art, die direkt auf den phänomenalen Gehalt durchschlagen; als auch zugleich der Stoff sein, aus dem das Wohlergehen oder Mißbehagen bzw. Leiden einer Person besteht – und zwar ohne daß diese affektive Grunddimension dadurch auf eine lediglich intellektuelle Einschätzung reduziert würde. Die „hyletische Komponente“ wird dadurch, daß sie als in Einschätzungen und begriffliche Strukturen essentiell eingebettet konzipiert wird, nicht eliminiert, sondern muß als notwendige Bedingung für empfundene Qualitäten jeglicher Art verstanden werden. Andernfalls würde die Konzeption der personalen Existenz über-intellektualisiert – das Affektive würde auf kognitive Vorgänge reduziert, und dies verstieße gegen die Evidenzen des phänomenalen Erlebens von Gefühlen aller Art und ebenso gegen die Evidenzen des

Krankheitssymptoms für gewöhnlich nicht dazu bei, einen Patienten zu beruhigen. Diesen Umstand lasse ich jedoch hier außer Acht – es kommt auf einen allgemeineren Zusammenhang an.

Erlebens dessen, wie es ist, eine Person zu sein. Vollkommen „reine“ Empfindungen, reine Qualia ohne begriffliche Einbettung gibt es vermutlich überhaupt nicht oder zumindest nicht für Wesen, die über ein begriffliches Selbst- und Weltverständnis verfügen. Doch dies sollte uns nicht zu der Ansicht verleiten, es gebe kein als solches thematisierbares qualitatives Empfindungsmoment.

Empfindungen sind also gleichsam Hybride aus Stoff und Form, unauflösliche Stoff-Form-Einheiten, deren Strukturmomente sich nur um den Preis einer Aufspaltung des Phänomens trennen lassen. Schema und Inhalt, begriffliche Struktur und phänomenaler Gehalt, fallen also faktisch in eins, ohne deshalb im strengen Sinne *dasselbe* zu sein. Es läßt sich zwischen Struktur und Gehalt unterscheiden, doch diese Unterscheidung darf weder als reale Trennung noch auch nur als potentielle Trennbarkeit mißverstanden werden.¹⁴

Wichtiger noch als die angemessene Beschreibung der Phänomenologie des Erlebens von Empfindungen und wichtiger als die grundsätzliche Erkenntnis, daß sich das begriffliche Verständnis bis in die äußersten Regungen des somatischen Empfindens hinein erstreckt, ist das Folgende: Die Konzeption dieser Klasse affektiver Zustände muß verständlich machen, daß die Empfindungen eine wirkungsvolle *Gegeninstanz* zur intellektuellen Einschätzung und zum begrifflichen Verständnis einer Person bilden können. Es gilt zwar, daß völlig reine Empfindungselemente als solche nicht vorkommen und demnach auch keine *selbständige* Rolle im Rahmen einer Explikation affektiver Zustände und der Konstitution von Bedeutsamkeit spielen können, gleichwohl muß ein Empfindungsmoment als „Einspruchsinstanz“ gegen höherstufige Einschätzungen fungieren können. So gilt ja, wie oben gesehen, dies: Wenn irgendetwas uns beständig schmerzt, kann die intellektuelle Einschätzung unserer Lage noch so positiv und überdies noch so gut begründet und allgemein einsichtig sein – irgendetwas stimmt nicht, uns geht es nicht gut, etwas muß verändert werden, wir sind entgegen aller „offiziellen“ Einschätzungen unserer Situation motiviert, unsere aktuelle Lage zu verändern. Zumindest aber haben wir einen sehr guten Grund, unsere Einschätzung zu überdenken und kritisch zu prüfen. In solchen Situationen zeigt sich die Autorität des Empfindens.

Um angesichts dieses Befundes ein Umkippen dieser Konzeption der personalen Existenz in den klassischen Dualismus aus begrifflicher Erkenntnis einerseits und somatischer Empfindung andererseits als zwei klar separierbaren und strukturell deutlich

¹⁴ Merleau-Ponty bemüht sich m. E. eine Überzeugung ganz ähnlicher Art zu äußern, wenn er in einer allerdings alles andere als klaren Wendung davon spricht, daß „die Materie mit ihrer Form schwanger“ gehe (vgl. Merleau-Ponty 2003, 26). Seine Analysen in der Phänomenologie der Wahrnehmung ergeben ein dem hier entworfenen in Grundzügen ähnliches Bild von Empfindungen (wobei es Merleau-Ponty natürlich primär um die Struktur und die Verfaßtheit von Wahrnehmungen und allenfalls am Rande auch um affektive Zustände geht).

unterschiedlichen „Vermögen“ zu vermeiden, gilt es, folgende Punkte festzuhalten: Erstens läßt sich keine klare, über die Zeit stabile und Einzelfälle übergreifende Grenze markieren zwischen dem, was zur intellektuellen Einschätzung und dem, was zur körperlichen Empfindung gehört. In einem gegebenen Moment kann ein Schmerzgefühl einer ansonsten homogenen und akzeptierten situativen Einschätzung scheinbar eindeutig zuwider laufen – schon Sekunden später jedoch kann sich die zunächst vermeintlich „reine“ und von dem gedanklichen Hintergrund klar unterschiedene Empfindung mit Aspekten unseres Hintergrundwissens vermengen, welches wiederum in bestimmten Beziehungen zur Dimension der zuvor dominierenden Einschätzung steht, woraufhin sich auch diese verändern kann. Da zudem im Rückblick das vermeintlich zunächst „rohe“ oder „diffuse“ Gefühl als von vornherein einen bestimmten Gehalt habend gedeutet wird, erweist sich selbst der kurzzeitig (vermeintlich) erlebte Gegensatz von Empfindung und Einschätzung als fiktiv: In der Rückschau wird klar, daß sich vermittelt über eine bestimmte (schmerzhaft/angenehme...) Empfindung ein Aspekt unseres Selbst- oder Weltverständnisses situativ manifestiert hat, der zuvor kurzzeitig ausgeblendet war, mit dem wir uns jedoch durchgängig identifiziert hatten. In solchen Situationen zeigt sich, daß die begriffliche Einheit der personalen Perspektive in den meisten Fällen grundlegender ist als ihre kurzzeitigen situativen Fragmentierungen, von denen wir in Fällen wie beim plötzlichen Auftauchen einer zunächst (vermeintlich) erratischen oder diffusen Empfindung sprechen können.

Zweitens muß aber klar sein, daß solche Fälle nicht die Normalfälle des Auftretens körperlicher Empfindungen sind, so häufig sie auch faktisch vorkommen mögen. Die Normalfälle sind von vornherein leicht als begrifflich informierte, gleichsam als die Vehikel der Einschätzung fungierende Empfindungen zu verstehen. Bei den meisten Schmerzzuständen *wissen* oder *ahnen* wir von Anfang an, was uns fehlt; wir wissen oder haben zumindest eine Ahnung, wie schwer die körperliche Schädigung ist und welchen Einfluß sie auf unsere Gesamt-Lebenssituation sie vermutlich haben wird. Dieses Wissen manifestiert sich in der Empfindung und ist vom Empfindungsgehalt nicht zu trennen. Wie zu Beginn gesehen, besitzen wir mit der Wahrnehmungstheorie der (körperlichen) Empfindungen eine Konzeption, in der Empfindungen in einer einfachen Weise als begriffliche Erfahrungen gedeutet werden können, als ein spezifisch hedonisch qualifiziertes Gewahrsein von körperlichen Vorgängen und ihrer (*prima facie*) Relevanz für unser allgemeines Wohlergehen. Eine entsprechende Konzeption läßt sich auch für nicht primär auf lokalisierbare Körperprozesse bezogene Empfindungen entwickeln: Hunger, Durst,

Müdigkeit, Erschöpfung, allgemeines körperliches Behagen sowie Unbehagen – auch hier gehen Empfindung und das „Gewahrsein“ unserer momentanen Situation unentwirrtbar ineinander. Diffuse, rätselhafte, nicht-integrierte Empfindungen müssen hingegen eindeutig als Ausnahmen betrachtet werden.

Drittens gilt aber auch von diesen Ausnahmefällen, daß solche Empfindungen auch schon von Anfang an als in des begriffliche System einer personalen Perspektive eingebunden verstanden werden können: Allein der Umstand, daß Empfindungen dieser besonderen Art als zunächst völlig unintegrierte Störfaktoren auftreten, verleiht ihnen gleichsam *ex negativo* einen bestimmten Gehalt: „irgendetwas ist anders (als erwartet/als gewöhnlich, etc.)“ – und zumeist steht überdies auch von Anfang an fest, in welcher allgemeinen Hinsicht irgendetwas „anders“ ist: entweder ist „etwas nicht in Ordnung“ oder aber „etwas ist gut/fühlt sich gut an“. Empfindungen dieser Art wären für das personale Selbstverständnis völlig ohne Belang, wenn sie nicht in irgendeiner minimal intelligiblen Beziehung zu dem stehen würden, was die Person ansonsten glaubt, wahrnimmt, denkt oder fühlt – und da es sich der Annahme gemäß um nicht (nachvollziehbar) integrierte Empfindungen handelt, muß die fragliche Beziehung als ein Gegensatz, ein „Einspruch“ gegen das ansonsten Geglaubte oder Gefühlte verstanden werden. Ein solcher intelligibler Gegensatz kann aber nur zwischen Gehalten bestehen, die prinzipiell begrifflich verfaßt sind. So kann die widerstreitende, störende Empfindung, wie Charles Taylor bemerkt hat, als eine Art *Frage* oder als ein *Rätsel* verstanden werden, das mit der Aufforderung einher geht, der Sache auf den Grund zu gehen und herauszufinden, was in der gegebenen Situation nicht stimmt. Denn andernfalls liefe die Person Gefahr, die Kohärenz ihrer Perspektive auf die Welt und auf sich selbst zu verlieren.¹⁵

In der Binnenperspektive des Individuums fungieren manche hedonisch qualifizierte Empfindungen also als Korrekturinstanz für problematische Festlegungen kognitiver, affektiver und praktischer Art. Das Selbstverständnis einer Person wird entweder von einem solchen basal-affektiven Empfindungshintergrund vollständig oder weitgehend getragen – d.h. die affektive Grunddimension der Befindlichkeit und die verschiedenen Dimensionen

¹⁵ Vgl. Taylor 1985, 76. Man könnte geneigt sein, die Rede von der „begrifflichen Verfaßtheit“ der Empfindungen eine Instanz der zunächst gescholtenen Über-Intellektualisierung von Empfindungen zu verstehen. Doch dies ist nicht zwingend: Begriffe erstrecken sich potentiell auf alles, was überhaupt erfahrbar ist, und sind somit nicht per se als in besonderer Weise „intellektuell“ zu betrachten. Zwar mag es, wie Kant schrieb, zunächst „der Verstand“ sein, von dem Begriffe geprägt und aktiv angewendet werden, doch spricht nichts dagegen, daß es daneben auch passive Weisen einer Begriffsanwendung gibt – in der Erfahrung. Insofern handelt es sich bei der hier vertretenen Begrifflichkeitsthese bezüglich hedonischer Empfindungen um eine Version von John McDowells Ansatz, die menschliche Erfahrung insgesamt als begrifflich verfaßt zu konzipieren (vgl. McDowell 1994). Gegenpositionen, die der Erfahrung und damit auch den Empfindungen einen nicht-begrifflichen Gehalt beilegen, werden u.a. von Peacocke (2001) und Crane (1992) vertreten.

praktischer und intellektueller Einschätzungen bilden eine weitgehende Einheit¹⁶ –, oder das Selbstverständnis wird von ihm widerstreitenden Empfindungen in einer Weise gestört und konterkariert, daß sich die Person früher oder später veranlaßt sieht, ihr Selbst- und Weltverständnis (inklusive bestimmter Handlungsmuster und Praktiken) kritisch zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren.

4. Schluß: Fundierung ohne Fundament

Indem wir den Schmerz- und Lustempfindungen diese komplizierte Rolle zuweisen, haben wir einerseits einen Primitivismus und „Fundamentalismus“ bezüglich hedonischer Empfindungen vermieden, ohne deshalb andererseits das konstitutive Primat einer somatisch-empfindungsmäßigen Dimension bei der Konstitution von Bedeutsamkeit und beim Zustandekommen der affektiven Grunddimension des allgemeinen Befindens einer Person aufzugeben. Wir können also, ein Diktum Kants geringfügig ergänzend, konstatieren, daß Schmerz und Lust „immer das erste“ sind,¹⁷ also das, was Bedeutsamkeitsbesetzungen überhaupt ermöglicht und allen Wertungen und Evaluationen, und darüber hinaus allen bewußt erlebten Lebensvollzügen überhaupt zu Grunde liegt. Gleichzeitig aber halten wir mit Helm an der Einsicht fest, daß sich faktisch Empfindungs- und Einschätzungsmomente nicht trennen lassen. Man kann die resultierende Sichtweise als eine „Fundierung ohne Fundament“ bezeichnen, weil dasjenige, was die Fundierung leistet, nicht eine isoliert existierende Art von mentalem Zustand, keine auch nur potentiell unabhängige Instanz ist, sondern stets nur ein unselbständiges Moment in einem komplexen und in sich vermittelten, in sich heterogenen irreduzibel kognitiv-affektiven Geschehen.

Dasselbe Muster einer Fundierung ohne Fundament ergibt sich auch für den Zusammenhang, der zwischen der beschriebenen hedonischen Empfindungsdimension und den biologischen Bedürfnissen des menschlichen Organismus besteht. Falsch wäre es, klare „Bedürfnistypen“ auszuzeichnen und sie als etwas anzusetzen, was jeden gesunden Menschen *unter allen Umständen* in nahezu *identischer Weise* zu bestimmten affektiven Reaktionen evaluativen Einstellungen disponiert, so daß es überflüssig wäre, in diesen Fällen die konkreten Einschätzungen, das sich situativ manifestierende Verständnis der Person zu betrachten. Je konkreter solche Zusammenhänge im einzelnen beschrieben werden, desto

¹⁶ Die Erscheinungsformen dieser kognitiv-affektiv-praktischen Einheit scheinen mir das zu sein, was wir umgangssprachlich als Formen der allgemeinen „Zufriedenheit“ sowie der darauf fußenden intensiver positiver empfundenen Allgemeinzustände des „Glücklichseins“ betrachten.

¹⁷ Vgl. Kant 1798, § 60. Bei Kant soll allerdings ausdrücklich nur der Schmerz „immer zuerst“ auftreten. Eine historisch fundierte und argumentativ überzeugende kritische Rekonstruktion der Kantischen Affektlehre hat Hans-Peter Schütt verfaßt (vgl. Schütt 2004).

falscher wird diese Konzeption, weil sich für alle vermeintlichen biologischen Fundierungen Ausnahmen finden werden, deren pauschale Pathologisierung höchst problematisch wäre. Ein solcher Bio-Fundamentalismus würde gerade das zentrale Merkmal des personalen Seins in einer Welt unterschlagen: die Freiheit, sich über Prägungen biologischer und sozialer Art hinwegzusetzen, eigene Wertmaßstäbe zu entwickeln, sich an Gründen zu orientieren, die den einfachen Disponiertheiten des eigenen Organismus oder der Gemeinschaft, zu der man gehört, zuwider laufen, sowie die erstaunliche Flexibilität unseres Gefühlsrepertoires, das sich trotz einer gewissen Trägheit oftmals derart modifizieren läßt, daß es mit unseren begründeten Einschätzungen und Urteilen auch dann im Einklang liegen kann, wenn diese Einschätzungen und Urteile unseren ursprünglichen Disponiertheiten in starkem Maße entgegengesetzt sind.¹⁸

Gleichwohl wäre es umgekehrt ebenfalls hochgradig problematisch, würde aufgrund dieser Freiheit jeglicher Einfluß der „biologischen Grundausstattung“ geleugnet. *Global betrachtet*, führt an dem Faktum, daß Personen Naturwesen mit einer entsprechenden Verfaßtheit und entsprechenden Bedürfnissen sind, kein Weg vorbei. Und es ist sehr plausibel, daß gerade die Dimension der hedonisch qualifizierten Empfindungen sowie die von ihr aufgespannte Dimension des personalen Befindens eine Manifestation dieser biologischen Prägungen ist. Die Situation entspricht demnach der Weise, in der „Empfindungsmomente“ als solche die Dimension des allgemeinen Befindens konstituieren: ebenso wie für dieses hypothetisch angesetzte „hyletische Material“, gilt von den biologischen Bedürfnissen, daß sie global die Grundlage des positiv oder negativ qualifizierten Empfindens und damit indirekt die des positiven oder negativen personalen Befindens bilden, jedoch ohne daß es deshalb möglich wäre, diesen globalen Fundierungszusammenhang in informativer Weise in einzelne Fundierungsbeziehungen aufzulösen. Bestenfalls lassen sich einige sehr allgemeine und nahezu triviale Beziehungen wie die zwischen dem biologischen Bedürfnis nach Nährstoffen und Hunger- und Durstgefühlen oder zwischen dem Bedürfnis nach Schlaf und dem Gefühl der Müdigkeit konstatieren (wobei es auch hier unter Umständen zumindest zeitweilig Ausnahmen geben kann). Schon bei der Beziehung zwischen dem Bedürfnis nach körperlicher Unversehrtheit und den Schmerzgefühlen sind, wie gesehen, wichtige kognitiv-evaluative Vermittlungen durch das Selbstverständnis der Person und durch den Hintergrund ihrer Wertschätzungen anzusetzen, so daß sich die triviale Konstatierung der allgemeinen Beziehung zwischen

¹⁸ Wie diese Anpassung der Gefühlsmuster an sich wandelnde Einschätzungen und Urteile von statten gehen kann und inwiefern sie gelegentlich auch fehlschlägt, hat wiederum Helm ausführlich erörtert: vgl. 2001, Kap. 5 u. 6.

biologischem Bedürfnis und affektiver Disposition kaum in informativer Weise wird konkretisieren und auf Einzelfälle anwenden lassen.¹⁹

Das hier Dargelegte ist bestenfalls der erste grobe Entwurf eines Ansatzes, der in viele Richtungen weiter ausgearbeitet werden kann. Hier ging es vornehmlich darum, Empfindungen generell in eine umfassende Konzeption der menschlichen Affektivität zu integrieren, welche die zentrale Rolle der Gefühle für die personale Existenz erkennen läßt. Entscheidend ist dafür die Einsicht in die Verstricktheit selbst vermeintlich einfachster Empfindungen in das begriffliche Geflecht von Einschätzungen, Evaluationen und intelligiblen Motivationen, welches insgesamt den Gehalt des Selbstverständnisses eines personalen Akteurs bildet. Gleichwohl hat sich in einer zentralen Hinsicht eine Priorität der Empfindungen gezeigt: Die für Affektivität jeglicher Art und darüber hinaus für die personale Existenz insgesamt grundlegende hedonische Dimension des allgemeinen Befindens ist von der qualitativen Dimension körperlicher (Schmerz- und Lust-)Empfindungen in einer Weise abhängig, die sich nicht in rein intellektuelle Einschätzungen auflösen läßt. Hedonische Empfindungen fundieren Evaluationen aller Art, ohne deshalb als isoliert existierende, von den Evaluationen selbst real unterscheidbare „Fundierer“ sinnvoll thematisierbar zu sein.

Literatur

- Crane, Tim 1992, „The Nonconceptual Content of Experience“, in: ders. (ed.), *The Contents of Experience: Essays on Perception*, Cambridge: Cambridge University Press, 136-57.
- Crane, Tim 1998, „Intentionality as the Mark of the Mental“, in: Anthony O’Hear (ed.), *Current Issues in the Philosophy of Mind*, Cambridge: Cambridge University Press, 229-251.
- Crane, Tim 2001, *Elements of Mind. An Introduction to the Philosophy of Mind*, Oxford: Oxford University Press.
- Gallagher, Shaun 2005, *How the Body Shapes the Mind*, Oxford: Oxford University Press.

¹⁹ So kritisiert Helm den Versuch, Schmerz per se als biologisch-festverdrahtete evaluative Reaktion auf körperliche Verletzungen zu konzipieren: „In the case of bodily pains, the implicit evaluation is commonly understood to be made intelligible simply by virtue of the bodily injury that normally causes such pains; indeed, it is hard to know what to make of someone whose bodily pains were only randomly connected to the potential for bodily injury. Nonetheless, this cannot be the whole story about the evaluative content of the bodily pain, for bodily injury, understood in biological terms, is bad only instrumentally, relative to the proper functioning of the organism. The badness of bodily injury therefore presupposes the import of such proper functioning, which must itself have another source. Consider an analogy to a refrigerator: we can understand a faulty temperature switch to be bad from the perspective of its proper functioning, but only because the import (to us) of such proper functioning has its source in our cares and concerns. The same is true of the badness of bodily injury, though in the case of bodily pain, of course, the evaluation is made from the organism’s own evaluative point of view. This means that the import to an organism of the proper functioning of its body, and, therefore, the badness of injury, presupposes some relevant background cares and concerns of that organism. The same is true of bodily pleasure as well.“ (Helm 2002, 22 f.)

- Goldie, Peter 2000, *The Emotions. A Philosophical Exploration*. Oxford: Clarendon Press.
- Goldie, Peter 2002, „Emotions, Feelings and Intentionality“, in: *Phenomenology and the Cognitive Sciences* 1, 235-254.
- Griffiths, Paul 1997, *What Emotions Really Are. The Problem of Psychological Categories*, Chicago: University of Chicago Press.
- Helm, Bennett 2001, *Emotional reason. Deliberation, motivation, and the nature of value*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Helm, Bennett 2002, „Felt Evaluations. A Theory of Pleasures and Pains“, in: *American Philosophical Quarterly* 39, 13-30.
- Kant, Immanuel 1798, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, hrsg., von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften (Akademie-Ausgabe, Bd. VII), Berlin: 1907.
- McDowell, John 1994, *Mind and World*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Merleau-Ponty, Maurice 2003, *Das Primat der Wahrnehmung* [drei bisher nicht übersetzte Selbstdarstellungen Merleau-Pontys aus den Jahren 1933, 1934 u. 1946], Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Peacocke, Christopher 2001, „Does Perception Have a Nonconceptual Content?“, in: *Journal of Philosophy* 98, 239-64.
- Schmitz, Hermann 1969, *System der Philosophie; dritter Band, Der Raum, Zweiter Teil, Der Gefühlsraum*, Bonn: Bouvier.
- Schütt, Hans-Peter 2004, „...der Schmerz ist immer das erste.“ Zu Kants Gebrauch der Wörter ‚Affekt‘ und ‚Leidenschaft‘“, in: A. Stephan/H. Walter (eds.), *Moralität, Rationalität und die Emotionen*, Ulm: Humboldt-Studienzentrum, 141-161.
- Slaby, Jan *Im Erscheinen*, Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existentialistischen Konzeption von Personalität, Paderborn: mentis.
- Taylor, Charles 1985, „Self-Interpreting Animals“ in: ders., *Human Agency and Language*. Philosophical Papers Vol. I, Cambridge: Cambridge University Press, 45-76.
- Tooby, John/Cosmides, Leda 1990, „The Past Explains the Present. Emotional Adaptations and the Structure of Ancestral Environments“ in: *Ethology and Sociobiology* 11, 375-424.
- Tugendhat, Ernst 2003, *Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie*, München: C.H. Beck.
- Wiggins, David 1987, „A Sensible Subjectivism?“, in: ders., *Needs, Values, Truth*, Oxford: Blackwell, 185-214.